Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 52 (1996)
Heft: 6

Artikel: Wo Ochs und Esel, Wolf und Lamm...
Autor: Keller, Hildegard Elisabeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421725

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wo Ochs und Esel, Wolf und Lamm…

Mittelalterliche Streiflichter zu Weihnachten

Von Hildegard Elisabeth Keller

Das christliche Weihnachtsfest prägt – zusammen mit der schon früher eingeführten Osterfeier – seit mehr als eineinhalb Jahrtausenden die abendländische Festkultur, und zwar auf volkstümlicher wie kirchlich-offizieller Ebene. Dass dies bis heute gilt, verdankt sich wohl auch dem Paradox, dass diese beiden christlichen Angelpunkte sich der Säkularisierung, miteingeschlossen die Kommerzialisierung, kaum widersetzten. Widersprüche werden halt lieber aufgelöst als ertragen. Dies betrifft auch Weihnachten, denn: Wer vermag schon – überhaupt und beim «Fest des Schenkens und der Freude» erst recht – dran zu denken, dass sich ein wimmerndes Häufchen Gott in Menschenhaut und Menschenhand begeben haben soll?

Die lange Entwicklung der weihnächtlichen Kulturgeschichte zeigt nicht nur ob, sondern auch in welcher Form ein christliches Bewusstsein wach war für ein solches Ereignis, das «Himmel und Erde versöhnt hat», wie man im 12. Jh. glaubte. Erhaltene Werke der bildenden Künste und der Literatur führen Wandel und Konstanz des Gottesgeburts-Motivs vor Augen. Theologische Umschichtungen führen zu je neuen Sichtweisen in der Ikonographie.[1] Sie entscheiden beispielsweise darüber, wer aufs Bild oder auf die Skulptur darf. Allen voran sind das Wickelkind Jesus und seine Mutter Maria dargestellt. Ochs und Esel – übrigens oft allegorische Vertreter des Juden- und Heidentums – sind auch immer und von Anfang an dabei; bald auch schon verschiedene Hebammen und Helferinnen, auch Hirten. Joseph kommt spät, etwa ab dem 5. Jh., hinzu. Er muss anfangs eher untätig am Bildrand sitzen, bis er allmählich (um die Jahrtausendwende) mit Maria ins Gespräch kommt. Meistens dreht es sich um seine Zweifel an ihrer merkwürdigen Schwängerung. Später, ab 1350, betätigt er sich hausmännisch als Koch und Windelwäscher, richtet dem Kind das Badewasser und bewährt sich als Akteur im spätmittelalterlichen Genrebild aus dem schon stadtbürgerlichen Familienhaushalt. So weit zum Personal, an dem sich europäische Kulturgeschichte, also auch jene menschlicher Beziehungen (hier zwischen Mutter und Kind, zwischen Mann und Frau) ablesen liesse.

Wesentlichere Auskünfte darüber, wie der Kind gewordene Gott gesehen worden ist, gibt die dargestellte Szenerie in der frühchristlichen Kunst. Gebiert Maria in der Ostkirche in einer Höhle, so geschieht dies in den westkirchlichen Kunstwerken im bekannten Stall. Detailreich ausgemalte oder erzählte Geburtsszenerien sollen alle Zweifel an der Tatsächlichkeit der Menschwerdung Gottes zerstreuen helfen, wie besonders ostkirchliche Vertreter eindringlich bekräftigen: Gott inkarniert sich nicht nur scheinbar.

Ein Aspekt im Wandel der Darstellung der Menschwerdung Gottes fällt besonders ins Auge: Die jeweilige Gewichtung der Macht des Gottes einerseits,

der Ohnmacht des Kindes und Menschen andererseits. Diese Frage hängt mit den zwei in Christus vereinten Naturen (Gott- und Menschnatur) zusammen. Sie prägt die Repräsentation des göttlichen Kindes. Dass Christus – auch bei seiner Geburt als Menschensäugling – herrscherlich auf die Welt kommt, zeigt beispielsweise die reiche, palastartige Architektur, in der man die Geburt ab ca. 800 stattfinden lässt. Mittendrin kann ein Christusknabe ernst in die Welt blicken, ihr mit einem Segensgestus Ehrfurcht gebieten.

Er ist gewaltic unde starc	Er ist mächtig und stark,
der ze wîhen naht geboren wart.	der zu Weihnachten geboren ward.
daz ist der heilige Krist,	Es ist der Heilige Christ,
jâ lobt in allez, daz dir ist,	ja, es lobt ihn alles, was ihm eigen ist.
niwan der tievel eine.	Nur allein der Teufel nicht.
dur sînen grôzen übermuot	Wegen seines grossen Hochmuts
sô wart in diu helle zeteile.	kam er in die Hölle.[2]

Welten davon entfernt sind dann jene vergleichsweise vermenschlichten hochmittelalterlichen Bilder, die eine innig mit ihrem Kind verbundene Mutter oder die Hebammen beim Waschen des Neugeborenen zeigen. Dass die Mutter mit ihrem Kind nun bisweilen auf dem Erdboden sitzt, sagt, wie alle Bildelemente, etwas über die menschliche Mutter und das göttliche Kind aus. Zum einen weisen Künstler, aber auch Prediger wie Bernhard von Clairvaux, damit auf die Demut Marias hin, weil schon seit Isidors von Sevilla Etymologie lat. humus (Erdboden) eben von humilis (demütig) komme.[3] Zum andern aber muss das Neugeborene auf dem (in manchen Quellen nackten) Fussboden liegen. Seine Kälte kündet jene des Erdreichs an. Das Neugeborene zieht seine Arme und Beine an den Körper. Die Schwäche in Christi menschlicher Erscheinung ermöglicht compassio, Miterleben und Mitleiden.

Sie (Maria) plickt nider auf dy erden. Do sach sie iren miniclichen sun, ein solchs schonß kindt und alß ein zartz von aller menschlicher gezird (...) den sach sie gestrackt ligen vor ir schossz auf der erden (...) und daß lieb kindlein mocht wol ein gute weil sein gelegen also in grosser kelten und hertigkeit, die do get von dem ertrich. (...) do die lieb muter das schon kindt an sach, daß eß sein peinlein uber ein ander hab geschrenckt und sein liebliche ermlein zu im hab gezogen vor frost und vor hertigkeit deß ertrichs.

Sie blickt auf die Erde nieder. Da sah sie ihren liebreichen Sohn; ein so schönes, zartes und anmutiges Kind. (...) Sie sah ihn ausgestreckt vor ihrem Schoss auf der Erde liegen. (...) Das Kind mochte eine gute Weile so in der grossen Kälte und Härte, die vom Erdreich ausgeht, gelegen sein, (...) als die liebe Mutter bemerkt hatte, dass das schöne Kind seine Beinchen übereinander verschränkt und seine Ärmchen an sich gezogen hatte wegen des frostigen, harten Erdreichs.[4]

Zarter und schöner, ohnmächtiger und frierender erblickt kein Mensch das Licht der Welt. Und nur ein Gott, der sich aus Liebe «in die Welt entleert», wie Paulus sagt, kann dies aus freien Stücken wollen. Christus lässt sich vom müt-

terlichen heiligen Geist «in der verborgenen Kammer des mütterlichen Bauches» einkleiden, um im «Mantel der Duldsamkeit und des Empfindens» – wehrlos also – geboren zu werden. So freundlich sagt es eine anonyme Hohelied-Auslegung aus dem 12. Jahrhundert.[5] Diese Selbstverknechtung Gottes für den Menschen ist eine der grossen Weihnachtsbotschaften der hochmittelalterlichen Bilder und Texte. Erhabenheit und Elend zugleich färben deshalb die Bilder und Berichte von der Gottesgeburt, wie hier zum Beispiel bei Mechthild von Magdeburg:

> *Der almehtige got mit siner wisheit, der ewige sun mit siner menschlichen warheit, der helig geist mit siner cleinlichen suessekeit ging dur die ganzen want Marien lichamen mit swebender wunne ane alle arbeit. Das was also schier geschehen, als dú sunne gibet iren schin nach dem suessen touwe (...).*
> *Do Maria ir schoene kint angesach, do neigte si ir houbet ze sinem antlit und sprach: «Siest mir willekommen, min unschuldiges kint und min gewaltiger herre, des alle ding din sint» (...)*
> *Maria nam von Josephs sattel ein hertes tuoch, das der esel uf sinem ruggen under dem sattel truog, und darzuo das oberste teil von irme hemde, da si únsern herren under hatte getragen. Das ander teil bant si wider umb iren lichamen zesamne. In disiu tuoch want dú jungfrowe den grossen heilant und leit in in die krippfen; do weinete er alzehant als ein núwe geboren kint, wan die wile das dú kint sprachlos sint, so weinent si niemer ane rehte not. Also tet únser herre, do er wider siner edelen art in eime vihestalle also herte gebettet wart durch die boesen súnde; do weinete er alles menschlich kúnne. Do verbarg er alle sine wunne und allen sinen gewalt. Do wart dú jungfrouwe betruebet und das kint wart hungerig und kalt.*

> Der allmächtige Gott mit seiner Weisheit, der ewige Sohn mit seiner menschlichen Wahrheit, der heilige Geist mit seiner zarten Milde ging durch die intakte Körperwand Marias mit schwebender Freude, ohne jede Mühe (aus dem Leib der Mutter). Das war so schnell geschehen, wie die Sonne ihre Strahlen auf den liebreizenden Tau aussendet. (...) Als Maria ihr schönes Kind anblickte, da neigte sie ihren Kopf zu seinem Gesicht und sprach: «Sei mir willkommen, mein schuldfreies Kind und mein mächtiger Herr, dem alles zugehört.» (...)
> Maria nahm von Josephs Sattel ein grobes Tuch, das der Esel auf seinem Rücken unter dem Sattel getragen hatte, dazu auch das oberste Stück ihres Oberkleides, unter dem sie unseren Herrn getragen hatte. Das andere Ende band sie wieder um ihren Körper. In diese Tücher wickelte die Jungfrau den grossen Heiland und legte ihn in die Krippe. Da weinte er sofort wie ein neugeborenes Kind, denn die Kinder weinen, solange sie sprachlos sind, niemals ohne wirkliche Notwendigkeit. Genauso tat es auch unser Herr, als er entgegen seiner edeln Natur in einem Viehstall wegen der Sündhaftigkeit so hart gebettet worden war. Da weinte er über das ganze Menschengeschlecht. Er verbarg all seine Freude und seine Macht. Dadurch wurde die Jungfrau betrübt und das Kind fror und hungerte.[6]

Freudig, leicht und licht kommt ein Gott auf Menschenart – und doch nicht wie üblich – zur Welt und weint als hungriges, frierendes Kind im Viehstall. Von Esel, Ochs und Windeln wird berichtet, vom harten Stroh und den groben Drillichhosen Josephs, aus denen er steigt, weil sie in der Not als Windeln herhalten müssen. Wenigstens sind sie noch warm, so kommt das Kind aus der Wär-

me der Mutter in jene des Vaters. Vielleicht wird all dies erzählt, weil das Grösste sich nur über das Geringe, Kleine, halt über all das Drumherum erzählen lässt. Sicher aber deshalb, weil nur so die Gegensätze fassbar sind, die zusammenfallen.
Davon leben viele mittelalterliche Weihnachtsdarstellungen in Bild und Text. Deswegen, zumindest deswegen, meine ich auch, lohnt es, sie weiterzubetrachten, weiterzuerzählen. Hier nämlich kippt das historische Geschehen, das jährlich im Dezember gefeiert wird, ins Zeitlose. Da geht es um eine innere Verbindung von Gegensätzen, die denen, die sie erleben, wohl «wie Weihnachten" vorkommen. Unabhängig vom Kalender sind «Ochs» und der «Esel» beieinander, und das Kind treibt auch noch «Wolf» und «Lamm» dazu. Da steht das Vieh plötzlich in Anführungszeichen, weil es zur Chiffre von innermenschlichen Kräften, Wehrlosen und Überwältigenden wird. Ein Kind kann es befrieden und besänftigen, im «Stall», eben drinnen: Wildes wird zahm, Zorniges sanftmütig. Diesen zeitlosen Sinn kann der Dominikanermönch Heinrich Seuse im 14. Jh. der Gottesgeburt im Menschen, die Weihnachten auch meint, abgewinnen. In einem Brief legt er dieses mystische, verinnerlichte Weihnachtsverständnis dar. Er macht sichtbar, wie anarchisch die Heilsgeschichte im Grunde genommen ist, wenn Gesetze der Natur, der Zeit und des Raumes ausser Kraft gesetzt werden. Angesichts dessen, so scheint Seuse nahezulegen, lässt sich nur noch in die Krippe starren und schweigen.

Die wil die natur in irem natúrlichem (!) louffe was, do hat ein iegliches tier daz sin werk; do aber der herre der nature her ab kam, do wolt er wúrken núwe wunder, der wunderlich got, und machet daz wilde zam und daz grimme senftmuetig, als der lieb Isaias hat geseit. Der seit, daz ein wolf solte wonen bi eime schaefflin und ein baere geweidet werden bi den kelblin, und ein loewe solti als ein rint fueter essen, und ein vil kleines kindelin soelti ir hueter sin.
Hoerent núwe wunder, die húte und alle tage geschehent in der sele, da daz liebe kindeli in kunt: da wirt der wuelfin mensch verkeret in senftmuetikeit und der zornig in stillheit und der grimme in ein suesse miltekeit; daz da hochfertig was, daz wirt demuetig, und daz da unlidig was, daz wirt gefellig, wan do sich die hohe gotheit als gar hat genidert zue eime kindlin, wer wil sich do uf blegen?
Ach, zartes min kint, ich las einest ein wort in der geschrift, daz beginne ich erst verstan, daz ist: liebi glichet unglichú ding. Wan liebi bringet sin selbes vergessenheit, und benimet, als vil es mag, alle zweiheit und schlússet in einvaltig einberkeit. (...) Dar umb, kint mins, so stant húte uf, und gip uf den verborgnen úbermuot (...) und neig dich zuo dinem lieb in die kripfen! Luoge, wie still dú ewige wissheit swiget! Sú enkan nút reden. Der in dem himel was, der lit in dem stalle, der bi den engelen was, der lit under dem vihe!

Solange die Natur ihren natürlichen Gang hatte, besass ein jedes Tier seine Eigenart. Als aber der Herr der Natur herunterkam, da wollte er, der wundersame Gott, Neuartiges wirken und machte das Wilde zahm, das Zornige sanftmütig, wie der liebe Isaias gesagt hatte. Der sagte voraus, dass ein Wolf beim Schäflein wohnen und

ein Bär bei den Kälbchen geweidet werden und dass ein Löwe wie ein Rind Futter fressen sollte und ein ganz kleines Kind würde ihr Hüter sein. Hört neue Wunder, die heute und alle Tage sich in der Seele ereignen, wo das liebe Kindlein hineinkommt. Da wird der wölfische Mensch sanftmütig, der Wütende ruhig und der Zornige angenehm mild. Was hoffärtig und stolz war, wird demütig; und was unerträglich war, wird freundlich, denn wo sich die hohe Gottheit so ganz in ein Kind hinein erniedrigt hat – wer wollte sich da aufblähen?
Ach, zarte Tochter, ich las einmal ein Wort in der heiligen Schrift, das ich erst jetzt zu verstehen beginne. Es heisst: Liebe macht Ungleiches gleich. Denn Liebe bringt (dem Menschen) die Vergessenheit seiner selbst und nimmt (ihm), so weit sie vermag, alle Zweiheit und macht (ihn) in versöhnter Einfachheit eins. Deshalb sollst Du, mein Kind, heute aufstehen und deinen versteckten Hochmut aufgeben (...) und dich zu deinem Lieben in der Krippe neigen. Schau, wie ruhig die ewige Weisheit schweigt! Sie kann nicht sprechen. Der im Himmel war, liegt nun im Stall; der bei den Engeln war, liegt nun unter dem Vieh![7]

Anmerkungen

1 Ich stütze mich hier auf verschiedene Artikel im Lexikon der christlichen Ikonographie.
2 Das ist eine im späteren 12. Jh. entstandene Strophe des Herger. Zit. aus: Deutsche Lyrik des frühen und hohen Mittelalters. Edition der Texte und Kommentare von Ingrid Kasten. Übersetzungen von Margherita Kuhn. Frankfurt a.M. 1995 (Bibliothek Deutscher Klassiker) , S. 22–23.
3 Etymologiarum lib. X, PL 82,379.
4 Heinrich von St. Gallen: Das Marienleben des Heinrich von St. Gallen. München / Zürich, 1981, S. 184 (Übersetzungen von der Verfasserin).
5 Das St.Trudperter Hohe Lied. Kritische Ausgabe hg. von Hermann Menhardt. Halle 1934, Verse 9,14–23. Vgl. die von Friedrich Ohly betreute, kommentierte Neuausgabe samt Übersetzung, die demnächst erscheint (Bibliothek Deutscher Klassiker) und Hildegard E. Keller: Wort und Fleisch. Körperallegorien, mystische Spiritualität und Dichtung des St.Trudperter Hoheliedes im Horizont der Inkarnation. Bern 1993, S. 412–414 und S. 457 ff.
6 Mechthild von Magdeburg: Das fliessende Licht der Gottheit. Ed. Hans Neumann / Gisela Vollmann-Profe. München / Zürich 1990, V. 23, S. 176 (Übersetzungen von der Verfasserin).
7 Heinrich Seuse: Deutsche Schriften. Herausgegeben von Karl Bihlmeyer. Stuttgart 1907. Unveränderter Nachdruck 1961. Hier: Grosses Briefbuch, 4. Brief Habitabit lupus cum agno, S. 420-421). Übersetzung von der Verfasserin; für eine deutsche Übersetzung verschiedener Texte von Seuse siehe: Heinrich Seuse: Deutsche mystische Schriften. Düsseldorf 1977.

Rechtschreibreform – ein Kulturverlust?

Zur «Frankfurter Erklärung» (Vgl. S. 220 dieses Hefts)

Von Alfons Müller-Marzohl

Mit einem Notruf, als ginge es wahrhaftig um den Untergang der deutschen Sprache, setzen sich Schriftsteller gegen die bereits international beschlossene Rechtschreibreform zur Wehr. Das ist im jetzigen Zeitpunkt mehr als merkwürdig, denn alle Vorschläge der Fachgremien liegen seit Jahren zur Diskussion vor, ohne dass ein derartiger Protest zu hören gewesen wäre.